



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rochholz, E. L.: Die Tellenschauspiele in der Schweiz vor Schiller : vierter  
Abschnitt.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Tellenschauspiele in der Schweiz vor Schiller.

Von

E. L. Kochholz.

### Vierter Abschnitt.

Die bodmerische Periode der schweizerischen Bühnendichtung. — Bodmers vier Schauspiele von Tell und vom Schweizerbund, 1775. — J. Ign. Zimmermanns Trauerspiel Wilhelm Tell, 1777. — Der Dreibund von Petri, Basel 1791. — Johann Ludwig Ambühl; sein Lebensabriß. — Aus seinen Jugendliedern. — Seine verschiedenen Schriften. — Entstehungsart seines Schauspiels Wilhelm Tell 1791, Skizze desselben. — Rückblick auf die Persönlichkeit, das Schicksal und die poetische Leistung sämmtlicher Tellendichter von Ruoff an bis auf Schiller.

Johann Jakob Bodmer, geboren 1698 zu Greifensee, gestorben 1783 als Professor zu Zürich, ist durch seine langdauernden Fehden mit den Leipzigern und Berlinern und durch sein Freundesbündniß mit den Dichterjünglingen Klopstock und Wieland berühmter geblieben, als durch seine fast zahllosen poetischen Producte. Keines derselben hat sich lebensfähig erwiesen. In allen Gattungen und Formen hatte er sich versucht, seine epischen, dramatischen, lyrischen und didaktischen Arbeiten sind zusammen vergessen. Ueber die Befreiungsgeschichte und den Befreier der Schweiz allein hat er fünferlei Bühnenstücke geschrieben. Alle fünf sind in demselben Jahre 1775 gedruckt, vielleicht auch in derselben Zeitfrist von ihm fertig, lauter rohe Fabrikarbeit, lauter eilfertige Nachahmung bekannter Originalwerke der englischen Literatur, sämmtlich in nachlässiger Prosa geschrieben, oft nur wenige Druckseiten haltend. Eine Analyse ihres Inhaltes mitzutheilen oder sie nach ästhetischen Grundsätzen bemessen wollen, wäre überall unnütz. Bodmer begnügt sich mit dem historischen Rohstoff, das Geschehene allein befriedigt ihn, nicht der Geist der Geschichte giebt ihm künstlerisch zu gestaltende Ideen ein, und insofern steht er mit seinen übrigen Compatrioten, die sich damals poetisch an der Schweizergeschichte versuchten, sogar dem Erzählungstalent des Chronisten Eschudi nach. Das Widerwärtige dieser dramatischen Arbeiten liegt in der Gemüthsälte und Empfindungsarmuth ihrer Autoren. Sie bringen ein von Gott für die Freiheit voraus bestimmtes Volk auf die Bühne mit lauter unverwundbaren Freiheitskämpfern und Siegesriesen; die Gegner sind lauter Scheusale und Sclavenseelen, angefüllt mit kindischer Albernheit, drachenhafter Mordgier und stinkend von Gotteslästerungen. Durch dieses Heer von Bestien lassen sie die Schweiz als ein Paradies der Menschenunschuld bekämpfen, bis der von der

Vorsehung berufene Märtyrer oder Sieger hervortritt und jene Widersacher durch eine That vertilgt, die dem Zuschauer theils unsichtbar, theils unbegreiflich bleibt. Bodmers hier einschlägige vaterländische Schauspiele sind betitelt:

Geflers Tod, oder das erlegte Raubthier. Schauspiel. 1775. 8°. Seiten 14.

Der alte Heinrich von Melchthal, oder die ausgetretenen Augen. Schauspiel. 1775. 8°. Seiten 18.

Der Haß der Tyranny und nicht der Person, oder Sarne durch List eingenommen. 1775. S. 24.

Wilhelm Tell, oder der gefährliche Schuß. 1775. S. 15.

Das letztgenannte Stück hat sieben Auftritte. Der Schuß nach dem Apfel geht hinter der Bühne vor sich. Ein kurzer Dialog zwischen Gefler und Tell folgt hier als eine Probe alles Uebrigen, wobei nicht zu vergessen, daß auch dieses Gespräch nichts ist als eine rohe Nachahmung des bekannten Dialogs Falstoffs und des Prinzen in Shakespeares Heinrichen.

Gefler: Was kannst du?

Wilhelm: Das Steuer halten, mit der Armbrust schießen.

Gefler: Was schießest du?

Wilhelm: Enten, Auerhahnen, Rehe.

Gefler: Das sind meine Thiere; du bist ein Wilddieb und hast das Leben verschuldet.

Wilhelm: Herr ich habe für eure Küche geschossen, wenn der fette Mann, der in derselben regiert, es mir befohlen hat.

Gefler: Bist du verheirathet?

Wilhelm: Ja, lieber Herr, mit einem Weibsbilde. Es sind igt acht Jahre, daß ich das Joch trage.

Gefler: Mit einem Weibsbilde? Wunderbar! — Hast du Kinder?

Wilhelm: Mein Weib ist nur einmal in die Wochen gekommen, mit einem Knaben; sie sagt, daß ich sein Vater sei, und ich glaube es auf ihre Ehre.

Gefler: Was that dir die Müge, daß du das Knie nicht bogest?

Wilhelm: Ich ging daher und piff; unterm Pfeifen vergaß ich, daß die Müge Augen hätte. Befehlet Ihr, so geh ich den Augenblick und scharre vor ihr so viel Knickfüße, als wenn ein großer Kopf in der Müge säße u. s. w. —

Würdiger gedacht, obwohl nicht mit besserer dramatischer Einsicht behandelt ist:

Wilhelm Tell. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Ignaz Zimmermann. Basel 1777. 8°. Seiten 92.

Zimmermann, 1737 zu Luzern geboren, war daselbst Jesuit und verfaßte wahrscheinlich sein Trauerspiel für das luzerner Schultheater. Die berner Regierung belohnte ihn für sein vaterländisches Schauspiel Petermann von Gundoldingen, er trat aus dem Orden und wohl auch über zur reformirten Kirche;

denn er wird Professor der Rhetorik und Poesie zu Bern und stirbt daselbst 9. Januar 1797.

Sein Tell hat nur sieben Personen. Der Schauplatz ist nächst Altorf zwischen Bergen am Waldstättersee. Folgende kurze Inhaltsangabe, nach Acten geordnet, läßt erkennen, daß der Verfasser noch gänzlich unbeeinflusst war von der antiken Dichtkunst, über die er lehrte, und statt englischer Muster, wie Bodmer theilweise that, französische Bühnenstücke nachzuahmen suchte.

#### Erster Aufzug.

Tell hat sich vor dem Hut auf der Stange nicht gebeugt und ist darüber gefangen genommen worden. Auf den Rath des Urners Meinhart, der Geflers Werkzeug und Tells persönlicher Feind ist, wird Tell unter der erniedrigenden Bedingung losgegeben, daß er knieend vor der Stange öffentliche Abbitte thue. So hofft sich der Urner Meinhart dafür zu rächen, daß einst Hedwig, Wernher Staufachers Schwester, seine Liebeswerbung ausgeschlagen und statt seiner den Tell zum Mann genommen hat.

#### Zweiter Aufzug.

Hedwig, Tells Frau, schickte ihren Knaben Walther zu Gefler, mit der Bitte, dem Gemahl die verhängte Demüthigung zu erlassen. Da der Knabe hübsch ist, schließt der Vogt auf die Schönheit der Mutter und verfügt, diese habe ihm ihr Gesuch persönlich vorzutragen. Nun aber wird Meinhart auch noch auf Geflers Nebenbuhlerschaft eifersüchtig.

Inzwischen haben die drei Eidgenossen ihren Bundeschwur geleistet: es sollen die Burgen der Bögte überrumpelt und gebrochen, die Bögte zwar am Leben geschont, aber ausgetrieben werden. Hierzu ist das Volk der drei Länder vorbereitet, der Landesadel, vom Vorhaben noch ununterrichtet, wird der gelungenen Thatsache freiwillig beitreten.

#### Dritter Aufzug.

Hedwig und der Knabe Walther bitten Geflern fußfällig, dem Tell die entehrende Strafe zu erlassen. Auf Geflers Frage, warum der starrköpfige Mann nicht selbst mit erscheine, geht der Knabe ab, ihn herbeizuholen. Inzwischen wagt der Vogt, die Frau um ihre Gunst zu bitten, so liege Tells Schicksal in ihrer Hand. Sie verweist ihn keck an jenes Bad, in welchem jüngst der Vogt Landenberg seine Lust gebüßt hat. Darüber bringt Walther den Vater herbei. Der Vogt verfügt, der Gemahl einer so frommen Frau, der Vater eines so vorlauten Sohnes, dieser als Schütze so berühmte Mann müsse durch ein besonderes Strafmaß ausgezeichnet werden; gleich jetzt solle er dem Sohne einen Apfel vom Haupte schießen. Um dies auf dem Marktplatz zu veranstalten, begiebt sich der Vogt hinweg und überläßt die drei ihrem Schrecken.

In der nun folgenden Scene ist das verschiedene Maß der Empfindung

dreier gekränkter Herzen nicht ohne Glück ausgedrückt. So spricht der Vater dem Knaben zu, der in der Angst vor dem bevorstehenden Ereigniß auf den Knieen liegt: „Bester Sohn, viel tausend liebe Kinder, die wirklich leben oder die lang nach dir in künftigen Jahrhunderten geboren werden, müssen einen Gessler fürchten, der sie und ihre Eltern grausam verfolgt. Sag mir, wenn du alle diese frommen Kinder, ihr bekümmerten Mütter, ihre im Elend schmachenden Väter alle auf einmal erretten könntest — hättest du Muth genug, zu sterben?“ Walthar, ihn umhalsend, antwortet: „Wenn nur du leben bleibst, sterb ich mit Freuden!“ und zur Mutter gewendet: „Weine doch nicht, den Apfel trifft der Pfeil, nicht mich.“

Hedwig: Ach, ich bins, die dieses mörderische Gebot dem Wütherich abgepreßt hat! der Lasterhaste machte mir Versprechen, bot mir Geschenke an . . .

Tell: der Fluchwürdige! dies entscheidet unser Glück, Gott krönet deine Treue, besorge nichts.

Hedwig blickt den Abgehenden nach, dann mit wieder erwachender Mutterzärtlichkeit: Halt! es ist ja auch mein Blut! (wieder sich fassend) Es fließe! Zum Heil des Vaterlandes hab ich ihn geboren! O, ihr Mütter alle eilet her! u. s. w.

#### Vierter Aufzug.

Der Schuß ist bereits geschehen. Noch sind die Verbündeten auf dem Marktplatze zurückgeblieben, den Hergang, die Angst des Volkes schildernd, den Aufschrei nach der That. Gessler und bald darauf Tell erscheinen abermals auf dem Platze; letzterer verwünscht sich selbst über seine unväterliche Wagemthat; er ruft (S. 69): „Die Nachwelt wird es nicht glauben können; sie hat recht!“ Er erbittert sich und dringt heftig redend gegen Gessler vor. Dieser erblickt in Tells Goller den andern noch übrigen Pfeil, fragt um den Zweck dieser Bewaffnung und erhält in der Hitze des Wortwechsels den bekannten Aufschluß. Da läßt er ihn sogleich nach Rütznach abführen. Im Abgehen spricht der Gefangene: „Gebunden bleibet Tell noch Tell; dies sei der Gattin Trost!“ Dies Wort ist entlehnt aus Lavaters Tellenlied, Strophe 14:

Gebunden bleibt der Held ein Held,  
In Ketten Tell noch Tell.

Gessler geht mit nach Rütznach ab, inzwischen übergiebt er seinem Statthalter Meinhart die Gewalt über das Urnerland. Dieser hofft sie sogleich gegen Tells Frau anzuwenden.

#### Fünfter Aufzug.

Der Knabe Walthar meldet der Mutter die Nachricht, die ein heimgekehrter Schiffer verbreite, der Vater sei entweder im Seesturm ertrunken oder zu Rütznach vom Vogt hingerichtet. Dies hat Meinhart austreuen lassen; nun erscheint er bei der bedrängten Frau, bedauert ihre Wittwenverlassenheit, aber

als neue Gattin eines Arners seien ihre Reize vor Gessler's Absichten beschützt, und sie könne noch Segen über das Land verbreiten. Die Verbündeten treten plötzlich ein, überbringen Tells Gruß nebst der Kunde von seiner Befreiung und von des Vogtes Tod. An diesem heutigen Tag schon sind die drei Schlösser Lauwerz, Sarnen und Noßberg angegriffen und zerstört worden. Meinhart wird von seinen Landeleuten ausgestoßen und seiner ewigen Schande überlassen.

In Begleitung des Volkes tritt Tell ein. Sein Schlusswort heißt: Nur der erste Schritt zur Freiheit ist gethan. Sie wird noch viele Kämpfe kosten, erst die spätern Enkel werden die Frucht unsrer Treue genießen. —

Wohl das mißlungenste unter den gleichen Stücken des vorigen Jahrhunderts, roh in Anlage, Scenenfolge, Stoffbehandlung und Ausdrucksweise ist nachfolgendes anonym erschienene:

Der Drey-Bund. Ein vaterländisches Original-Schauspiel in vier Aufzügen. 1791. 8°. S. 78.

Was nützet der Väter Tugend

Dhne Racheifer?

Der Verfasser ist Joh. Balth. Petri (vgl. Gödese, Grundriß, S. 1076), der nicht angegebene Druckort ist Basel. — Tell erscheint nicht im Personenverzeichnis, dagegen tritt sein Weib Therese in der sechsten Scene des Schlußactes auf als stumme Person. Das Volk reißt die Stange mit dem Hute nieder, verbrennt Gessler's Wappenschild, da kommt sie mit ihren Kindern über den Platz gegangen „bitterlich weinend“; denn ihr ist Tells glückliches Entkommen noch unbekannt. Einer aus dem Volkshaufen spricht zu ihr: „Was weineest du, Therese? Siehe, dein Mann ist der Edelste unter uns. Ihm verdanken wir es, daß wir frei sind. Glaube mir, Schweizer vergessen nie, daß er ihr Retter war. Und wenn dein Mann nicht mehr ist, so wollen wir dich und deine Kinder erhalten.“ Die Menge nimmt Weib und Kinder in die Mitte und ruft mit ihnen abgehend: Es lebe Tell, es lebe die freie Schweiz, es lebe Tells Nachkommen! — Schluß.

Joh. Ludwig Ambühl ist 1750 zu Wattwil im Toggenburg geboren, in jenem Dörflein, in welchem gleichzeitig der Leineweber Ulrich Bräker lebte, der seine eignen Schicksale in dem vielgerannten Buche: Der arme Mann im Toggenburg so bleibend schön beschrieben hat. Ambühls Vater war ein übernächtlichen Schreibern geschichtlicher Compilationen erblindeter Dorfschulmeister, der seinem zwölfjährigen Sohne das Schulamt abtreten mußte. Der junge Gehilfe hatte von nun an täglich sechs bis sieben Stunden Unterricht zu geben, dann die laufenden Geschäfte in Haus und Stall mit zu besorgen, um schließlich die etwa noch übrige Zeit an seine eigene Ausbildung zu wenden. So lernte er frühzeitig Maß und Werth seiner Kräfte kennen, steigerte sein Selbstvertrauen und bildete sich jenen männlichen Unabhängigkeitsinn, welcher

der anerkannteste Charakterzug Ambühls gewesen ist. Er raffete in seinem geistigen Trachten niemals. Schon als Kind hatte er auf der Cithar der Mutter, dann auf der Flöte und Geige des Vaters spielen gelernt. Dann wurde ein um geringen Preis erstandenes Klavier sein Lieblingsinstrument; obgleich er keinen Unterricht genoß, brachte er es im Orgelspiel zu einer nicht geringen Stärke. Beim Pfarrer erhielt er nebenher einige Anweisung in alten Sprachen, so daß er noch in späteren Jahren seinen lateinischen Autor zu lesen wußte, und so erwarb sich sein Thätigkeitstrieb alle übrigen Kenntnisse in Nebenstunden. Als er in seinem zwanzigsten Jahre den erblindeten Vater und die an der Schwindsucht leidende Mutter verloren hatte, verblieb ihm die Sorge für den Unterhalt und die Erziehung zweier minderjährigen Geschwister, und die Deckung der Schulden, die in einem von der Mutter unglücklich betriebenen Kleinhandel erwachsen waren. Sein fixes Einkommen betrug wöchentlich je vier Kreuzer von jedem Schulkinde, deren er wechselnd zwischen 20 bis 50 hatte. Gutgesinnte Menschen mögen ihm damals seine Lasten etwa erleichtert haben, das Meiste that jedenfalls seine eigne Anstrengung. Schon vor Morgen that er die Dienste der Hausmagd, während des Schulhaltens wies er die Geschwister zu den laufenden Arbeiten an, in den Zwischenstunden fertigte er Copiaturen für die Landschreiberei des Nachbarstädtchens Lichtensteig und aß oft Wochen lang statt Brod nur Kartoffeln. So gelang's die Schulden abzuführen und des Bruders Lehrjahre zu bestreiten, der ein tüchtiger Schlossermeister wurde. Aus dem Tagebuche dieses letzteren erfahren wir Ambühls erste Liebe, die zugleich auch seine letzte blieb. Sie verzweigt sich mit einigen seiner Jugendlieder und läßt tief in sein bescheidenes Herz blicken; mit den Worten des Bruder Schlossermeisters stehe hier ein Einzelzug.

„Einer von unsern Nachbarn hatte eine Tochter, die von einem herumziehenden Dorfschulmeister die Orgel schlagen lernte. Mein Bruder, jünger als sie, besuchte sie in ihren Unterrichtsstunden, sie kam in ihren Freistunden ebenso in unser Haus. Elise war von feinem Körperbau, ihre Rede anmuthig, ihre Singstimme silberrein. Als der Musiklehrer abgeschafft war, hielten die Zwei ihre Übungsstunden zusammen und begeisterten sich, wenn ihre Stimmen zu Zweit ihr Spiel begleiteten. Doch die Harmonie beider Kinder war nicht auch der beiderseitigen Eltern. Des Mädchens Eltern hatten von dem Vermögen der unsrigen eine schlechte Meinung und sahen es ungern, daß sie oft in unser Haus kam. Als eine gutartige Tochter mäßigte sie ihre Besuche; wie geflogen und leise kam sie, auf gleiche Art verabschiedete sie sich, allemal so rührend, als ob es das letzte Mal wäre. Auch bei diesem beschränkten Umgang waren Beide zufrieden, aber nun wurde ihr Glück plötzlich vernichtet. An einem Abend spät kam das Mädchen in unser Haus, nicht so munter wie sonst, mit langsamen, leisen Schritten, als obs an einen Leichenzug ginge. Schluchzend

verberg es sein sonst so heitres Gesicht in die Schürze, setzte sich, als ob es sich müde gelaufen, auf die Bank, ließ dann die Hand mit der Schürze sinken und wollte erzählen. Sobald sie aber den Namen eines ihr bestimmten Bräutigams genannt, konnte sie vor Weinen nicht mehr seinen Wohnort mitsagen. Mit gefalteten Händen trat sie vor unsern Vater und Mutter unter einem Strom von Thränen hin und bat, sie möchten es doch als ihr Kind aufnehmen. Der Vater, der ihr Lehrer gewesen, machte ihr alle möglichen Vorstellungen, daß es auf diese Art nicht angehen könne, versprach ihr aber, daheim ein Fürbieth einzulegen. Der Bruder stand neben der Mutter und sah mit nassen Augen in die ihrigen, um drinnen zu lesen, ob sie auch so wie der Vater gefinnt sei. Es gelang der Mutter, das Mädchen ein wenig zu beruhigen und es zu bewegen, wieder heim zu gehen. Dies war sein letzter Besuch, bald darauf mußte es sich ungeachtet seiner zarten Jugend verheirathen.“

Mehre Lieder in Ambühls lyrischen Gedichten beweisen den tiefen dauernden Eindruck, den diese Jugendliebe auf sein Herz gemacht hat. In seiner Phantastie behielt Elise eine heilige Stelle, er starb unbeweibt. Nach seinem Tode sind seine lyrischen Gedichte durch seinen Freund Gregor Grob herausgegeben worden: St. Gallen und Leipzig, 1803, und dieser Ausgabe sind sowohl die Angaben über den Dichter als auch nachfolgende Verse entnommen.

Aus Johann Ludwig Ambühls Gedichten. St. Gallen, 1803.

An den Mond. S. 58.

Sieh, da träum ich wieder,	Aus der kleinen Hütte
Lächle, lieber Mond,	Blickt sie nun nach dir!
In das Thal hernieder	Mit der Liebe Sitte
Wo mein Mädchen wohnt!	Träumt sie auch von mir;

Danket im Gebete  
Vor dem Schöpfer mein:  
Gute Nacht, Lisette,  
Ewig bin ich dein!

Lied einer Schnitterin. S. 60.

Laß dich schneiden, laß dich schneiden,	Abends bindt man dich in Garben,
Ernte, reif und warm:	Führt dich jauchzend heim.
Sieh, ein Mädchen voller Freuden	Menschen kamen auch und starben,
Sammelt dich im Arm.	Alles kehret heim.
Daß sich Fleiß und Arbeit nähre,	Ginst auch fall ich Schnittermädcheu
Reißt dich Sonnenstrahl,	So dahin, dahin,
Falle, falle, goldne Ahre,	Und es regt sich wohl kein Blättchen,
Alles fällt einmal.	Daß ich nicht mehr bin.

Falle, falle, goldne Ahre,  
Reiß vom Sonnenstrahl,  
Trink zur Leze diese Zähre  
Unter Sang im Thal.

## Das Hirtenmädchen. S. 65.

Bergnügt mit meiner Herde  
Im Hirtenthal  
Sitz ich auf grüner Erde  
Am Sonnenstrahl.

Und schmeicheln mir und scherzen  
Um mich im Drang,  
Das macht mir dann im Herzen  
So wohl und bang.

Und singe weide, weide!  
Da kommen fer  
Die Schäflein, meine Freude,  
Aus Büschen her.

Ach säß er doch hieneben  
Der gute Mann,  
Mit dem ich einst soll leben,  
Und säh es an!

Der Mond ging auf und über  
Wie selig! Oh!  
Komm bald, komm bald, du Lieber,  
Und mach mich froh!

## Lied in freier Luft zu singen. S. 136.

Da sitzen wir auf grüner Flur,  
Umweht von Blumenduft,  
Voll deines Lebens, o Natur,  
Und athmen frische Luft.

Mag auch ein Wölkchen hie und da  
Die Aussicht überziehn,  
Die Erde steht, ein Freund ist nah  
Und frische Blumen blühn.

Und nähren treuen Männer Sinn  
Für Gott und Vaterland  
Und blicken froh ins Weite hin  
Und drücken uns die Hand.

Und stilles herzliches Gefühl  
Findt Freude überall,  
Macht jedes Plätzchen froh und kühl  
Und schöner Berg und Thal.

## Meine Freuden. S. 86.

Ich schließ mich gern ins Kämmerlein  
Und spiele mein Klavier,  
Bald still und bald gejubelt drein,  
Da ist so wohl dann mir.

Ich schmiege mich in seinen Arm  
Und drück's an meine Brust  
Mit keuscher Liebe treu und warm,  
Und athme kaum vor Lust.

Kein König hat so Freuden viel!  
Und kommt mein Mädchen her,  
Dann ist mir, ob kein Weltgewühl,  
Ob ich im Himmel wär.

Und seufze: Vater, Gold und Geld  
Verlang ich nicht von dir!  
Vertheile deine ganze Welt,  
Nur laß mein Mädchen mir!

Ambühls sich selbst genügende Zurückgezogenheit mißfiel den Leuten seines Dorfes, sein gerechtes Selbstvertrauen hieß ihnen Bettelstolz. Die Bauern damaligen Schlags verlangten für die paar Kreuzer, die man dem Schulmeister wöchentlich bezahlte, kriechenden Dank, der Ortspfarrer ebenso knechtische Unterwürfigkeit. Loggenburg war ein Unterthanenland, die Pfarrämter wurden durch die regierenden Orte besetzt, der Pfarrer war also meistens ein Fremder, das Glied oder der stolze Schützling eines vornehmen Städtergeschlechtes. Ambühls Lehrmethode, sein Kirchenbesuch, seine Zurückgezogenheit und Anderes sollte

sich dem herrischen Zwang des Pfarrers und der Kirchenvorsteher fügen. Zwanzig Lebensjahre lang hatte er dies erduldet, als ihn ein glücklicher Fall aus dieser Lage befreite. Jakob Laurenz Custer im Löwenhof bei Rheineck, ein reicher Industrieller, suchte einen Lehrer für seine kleine Stieftochter und nahm Ambühl ins Haus. Hier fand sich nun alles nach Wunsch, Liebe zur Musik, kleine Hausconcerte, Kenntniß der modernen Literatursprache, Bücher- und Kartensammlungen, ein freundschaftlich liberaler Ton und Verkehr. Custer war im Philanthropin zu Haldenstein erzogen worden und hatte sich als Chef der alten Handelsfirma Heer in Verona in der Fremde gebildet. Seine großen Reichthümer widmete er mit opferbereiter Liebe seiner Heimath; er gründete Schulgenossenschaften, Lesebibliotheken, Unterstützungskassen für Lehrer, regelte das Armenwesen und hinterließ bei seinem 1828 erfolgten Tode dem Schul- und Armenfonds der rheinthalischen Gemeinden ein Vermächtniß von 58,500 Fl. (Vgl. Steinmüller, Pfarrer in Rheineck: Zum Andenken an J. L. Custer 1828. 4<sup>o</sup>.) Hier lernte Ambühl die Sprachen und Werke der Franzosen und Italiener kennen, musicirte, zeichnete und malte, besah auf Lustreisen die Schönheiten der Schweiz und begann seine historischen und statistischen Schriften, zu denen Custer seit Jahren schon die Urkunden und historischen Hilfsmittel vorgefammelt hatte. Dahin gehört Ambühls Geschichte des St. Gallischen Rheinthales. St. Gallen, Zollikofer 1805. Custer ließ zu dem Werkchen eine Specialkarte stechen, die er nach eignen Ausmessungen mit beträchtlichen Kosten hatte aufnehmen lassen. Drei Jahre begleitete Ambühl seinen Zögling nach Straßburg und Genf, später noch in Gesellschaft des Vaters nach Italien. Nach der Heimkehr war seine pädagogische Thätigkeit beendigt, sein Herr überwies ihm ein schönes Gut zu Altstätten und setzte ihn großmüthiger Weise in Stand, ein gemächliches und unabhängiges Leben zu führen. Sein einziges Geschäft, Custers Einkünfte in dieser Gegend zu verwalten, ließ ihm alle Muße zu seinen mehrfachen Producten übrig. Bei der nachmaligen Unabhängigkeitserklärung des toggenburger und rheinthaler Landes entzog sich Ambühl den Wahlen und Stellen nicht, zu denen ihn das Vertrauen seiner Landsleute berief. Als Statthalter war er nachlässigen Unterbeamten und Districtsvorständen ein unerschütterlich strenger Gebieter. Als Erziehungsrath des Cantons St. Gallen versäumte er bei schon andauernder Kränklichkeit und auch in der schlimmsten Jahreszeit keine Amtssitzung, trotz der weiten Entfernung seines Wohnorts vom Regierungssitze. Er starb 1800 an einem Leberleiden, gegen das er früherhin weder Arzt noch Medicin hatte anwenden wollen. Sein Erbe fiel dem Bruder, seine hübsche Büchersammlung der rheinthaler Lesebibliothek zu. Noch am Grabe des Freundes ließ Custer den Armen schöne Geldspenden vertheilen.

Ambühls Schriften sind außer den beiden schon genannten, (Gedichte und Rheinthaler Geschichte) nachfolgende:

Der Schweizerbund, ein Schauspiel. Zürich, 1779.

Angelina, Schauspiel. Zürich, 1780.

Brieftasche aus den Alpen. (Reisebeschreibungen) 4 Lieferungen von 1780—1785.

Die Mordnacht in Zürich, Schauspiel. Zürich, 1781.

Briefe einer befreiten Nonne. St. Gallen, 1783.

Hans von Schwaben und Kaiser Alberts Tod, Schauspiel. St. Gallen, 1789.

Wilhelm Tell, Schauspiel. Zürich, 1791.

Der Neujahrstag, oder die Eroberung von Sarnen (ungedruckt).

Zwei Romane; beide vom Verfasser im Manuscript vertilgt.

Vor der französischen Revolution schien in schweizerischen Unterthanenländern der Druck eines Buches für Verfasser und Herausgeber etwas Bedenkliches, wo nicht Gefährliches zu sein; damals erschienen daher Ambühls Schriften theils anonym, theils nannte er sich pseudonym J. J. Altdorfer, hindeutend auf sein zu Altdorf spielendes Theaterstück Wilhelm Tell. Die Entstehungsgeschichte dieser besten dramatischen Arbeit Ambühls knüpft sich an die Feier des zürcher Berchtoldtages und ist folgende.

Die Vorstände des Carolinimgymnasiums in Zürich hatten 1791 im schweizerischen Museum (Sechster Jahrgang, Heft 4, 289) eine Prämie von 12 holländischen Dukaten ausgeschrieben für ein schweizerisches National-schauspiel, das nach Inhalt und Form sich zur Darstellung durch die dortigen Schüler eignen sollte. Die besondern Anforderungen waren daher folgende:

Der Stoff des Schauspiels muß aus der Schweizergeschichte genommen sein, wobei nur die Geschichte der einheimischen Fehden ausgeschlossen ist. Poetische Wahrscheinlichkeit, nicht minder aber auch historische, müssen diesem der Jugend gewidmeten Stücke strengweg eigen sein. Der Anschuld der Jugend gebührt, und das seine moralische Gefühl des Dichters verlangt, daß die Behandlung rein sei von moralisch schlimmen Eindrücken, worunter jedoch nicht die Entfernung aller schlechten Charaktere verstanden ist.

Es dürfen keine Weiberrollen vorkommen, weil man weder Knaben in Mädchengewänder stecken, noch Mädchen aufs Theater bringen kann.

Das Stück soll vielen Knaben zugleich Gelegenheit zum Spiele geben und darf also keine kleine Zahl von Rollen enthalten; die spielenden Knaben sind zwölf- bis vierzehnjährig.

Diesem Alter entspricht es, daß das Stück viel Handlung und desto weniger Declamation habe.

Ein Stück ohne Scenenänderung oder Decorationswechsel wird einem mit drei oder mehr Theaterveränderungen vorgezogen.

Das Stück soll in der Aufführung weniger nicht als zwei, und mehr nicht als drei Stunden spielen.

Zum Behuf der Schauspieler und Zuschauer wird von dem tauglich befundenen Stück eine kleine Auflage gedruckt, aber nur innerhalb der Stadt abgesetzt. Dem Verfasser bleibt es also überlassen, sein Werk zu seinem Vortheil zu publiciren.

Auf diese Ankündigung hin wurden fünf Stücke eingesandt, darunter entsprach nur dasjenige Ambühls der Preisaufgabe, wurde von den Zürichern gedruckt, mit dem Preise gekrönt und am zweiten Januar 1792 als an dem allgemeinen Freudenfeste des züricher Verchtoldstages vor dem Publicum aufgeführt.

Die damaligen Herausgeber beurtheilen das Stück in einem kurzen Vorwort folgendermaßen:

Dasselbe bedarf nichts von scenischem Glanz und Bühnenezuthat, es schmiegt sich an die Geschichte an und charakterisirt das bedichtete Zeitalter, es überstürzt sich nicht in gigantischen Freiheitsphrasen, sondern geht anmaßungslos in bescheidener Sprache auf dem kürzesten Wege seinem Ziele zu. Jeder neue Moment der Handlung entwickelt sich natürlich aus dem vorhergehenden, der Hauptgegenstand wird nie aus dem Gesichte verloren, die Aufmerksamkeit bleibt gespannt. Nur die Charakterzeichnung wird matt befunden. Tell zwar ist lobenswerth, weil er als das Bild einer mannhaften Einfalt aufgefaßt ist, der lakonisch spricht, ohne Verbissenheit, und entschieden, ohne sententiös zu werden; aber auch ihm wird mehr Feuer und Raschheit gewünscht. Gessler ist energielos, Attinghausens Rolle bleibt eine ganz allgemeine, die Führung des Dialogs ist gedehnt, die Ausdrucksweise nicht immer würdevoll.

Nachfolgende Skizze des Stückes hebt drei kurze Scenen wörtlich aus, um damit eine Probe von der Dialogenführung und der dramatischen Sprache des Verfassers zu geben.

Wilhelm Tell, ein schweizerisches Nationalschauspiel.

Eine Preisschrift von Herrn am Bühl. — Brutus erat nobis. —

Zur Aufführung durch die zürcherse Jugend am Verchtoldstag bestimmt.

Zürich bei Drell, Gehner, Füssli u. Comp. 1792.

Personen:

Hermann Gessler „von Brauneck“, Reichsvogt.

von Ospental, österreichischer Vogt im Urserenthal.

Wolf, Gesslers Landsknecht.

Wilhelm Tell und sein Knabe. Bundesgenosse.

Landammann zu Attinghausen in Uri, steht nicht im Bunde.

Walthar Fürst in Uri

Stauffacher von Schwyz

Arnold von Melchtal

Peter Spiringer von Altdorf

Johannes im Hof von Altdorf

} Bundesgenossen.

Ruhn	}	Bauern, nicht im Bunde stehend.
Moses		
Hans		
Jost		
Klaus		

## Erster Aufzug.

Platz zu Altdorf. Erster Auftritt. Zwei Söldner.  
 Erster Söldner: Mach doch, so werden wir einmal fertig! sonst kommt der Vogt und flucht uns etwas vor.

Zweiter Söldner: Landvogt mußt du sagen, so will er's haben.

Erster Söldner: Oder gnädiger Herr.

Zweiter Söldner: Recht so, das hört er noch lieber, das gibt uns ein gewisses Ansehn. Aber der Hut muß angenagelt werden, sonst hält er nicht, der Wind wirft ihn herab.

Erster Söldner: Die Bauern werden große Augen machen, wenn sie das sehen.

Zweiter Söldner: Gelt, das war ein Einfall! Er sei ihm die Nacht über in den Sinn gekommen, sagt er.

Erster Söldner: Wenn unser Vogt bei Nachtzeit etwas ausbrütet, das läßt sich bei Tage schon sehen.

Zweiter Söldner: Nimm dich in Acht, was du redst.

Erster Söldner: Da kümme ich mich viel darum. Er kann mich fort-schicken; lieber heut noch, als morgen.

Zweiter Söldner: In die Keller zu Rüsnach!

Erster Söldner: Er macht es zu arg! das thut nicht gut, denk an mich!

Zweiter Söldner: Das überlassen wir ihm. Wir sind um den Sold.

Erster Söldner: Ein rechter Sold, wo man weder Ruhe noch Frieden hat! Tag und Nacht müssen wir auf der Fahrt sein, um Leute aufzuspüren, die ihm verdächtig sind.

Zweiter Söldner: Wenn du so ein zartes Gewissen hast, laß sie laufen, schwäg ihm eins vor.

Erster Söldner: Alle Augenblicke sind wir nicht sicher, wenn wir auf einem nächtlichen Zug erschlagen werden.

Zweiter Söldner: Du hast gewaltige Furcht.

Erster Söldner: Ich gehe bei keinem Bauern vorüber, daß ich nicht den Kopf in die Schultern ziehe und denke: jezt! jezt kommt er hinten nach und versetzt mir mit seinen Knochen eins ins Genick.

Zweiter Söldner: Das lassen sie wohl bleiben. Die Geschichte vom alten Melchthaler hat sie schon mürbe gemacht.

Erster Söldner: Der Landenberg ist ein Ungeheuer. Was? einem alten

achtzigjährigen Mann die Augen ausstechen, weil sein Sohn nicht will die Ochsen vom Pflug sich wegnehmen lassen? Das ist unmenschlich!

Zweiter Söldner: Was brauchte aber der Bengel mit dem Stecken so drein zu schlagen?

Erster Söldner: Was brauchte aber auch des Vogts Diener zu sagen, daß die Bauern in Zukunft den Pflug selbst ziehen könnten. Er hat ihn gereizt.

Zweiter Söldner: Du würdest anders sprechen, wenn er dir die Finger so zerquetscht hätte.

Erster Söldner: Wenn wir nur noch so davon kommen!

Zweiter Söldner: Ah! was wollten diese Bauern, sie dürfen ja kaum mehr schnaufen.

Erster Söldner: Glaubst du? die Brüder von Art, die den Burgvogt von Schwanau erschlugen, und der Baumgartner, der dem Wolfenschieß mit einem Beil den Kopf entzwei spaltete, die, dünkt mich, haben's gezeigt. Landenberg wird es wohl auch noch erfahren.

Zweiter Söldner: Wohl mag es ihm nicht sein. Er spürt dem jungen Melchthaler gewaltig nach.

Erster Söldner: Der soll sich hier herum versteckt halten.

Zweiter Söldner: Das würde ein Trinkgeld absetzen, wenn wir den ausspähen könnten!

Erster Söldner: Du denkst nur an das.

Zweiter Söldner: Das ist jetzt unser Beruf.

Erster Söldner: Leute unglücklich zu machen.

Zweiter Söldner: Man merkt dir's an, daß du noch neu bist. Wovon willst du denn leben? Und was hast du zu klagen? Gefler macht es doch wahrhaftig lange nicht so arg, als der Landenberg.

Erster Söldner: Nein, er schickt die Leute nur nach Luzern und Rothenburg, damit man sie im Lande nicht schreien, ihre Fesseln nicht schütteln hört.

Zweiter Söldner: So muß man mit den Bauern umgehen, wenn's helfen soll. Gefler war im Anfange so freundlich und gelinde . . .

Erster Söldner: Um Schnepfen zu fangen.

Zweiter Söldner: Eine Obrigkeit will doch Respect haben.

Erster Söldner: Höre, davon verstehen wir Beide nichts. Hilf dafür die Stange aufrichten, so kommen wir einmal hier weg. Sieh, da kommt der Landvogt schon.

Zweiter Söldner: Hurtig. Das ist bald geschehen. Halt da! Fest, nur fest!

(Sie richten den Hut im Hintergrunde auf, gehn ab. Gefler und von Spenthal treten auf mit Wache.)

Hier ist dieser Söldnerdialog erfolgreicher und für den Zweck des Stückes mehr aufklärend, als dasselbe Zwiegespräch zwischen Frieshardt und Leuthold in Schillers Tell 3. Act, 3. Scene. Schillers Frieshardt ist hier Ambüßls zweiter, am Waffenwerk und Subordination hängender Söldner; während Ambüßls erster Söldner, wie Schillers Spießknecht Leuthold, müde ist dieses Aufspürerdienstes, der eines Reitersmannes unwürdig, so wenig Lohn beim Vogte und so viel Lebensgefahr unter dem Volke mit sich bringt.

Zweite Scene. Gefler erscheint am Marktplatz mit dem Ritter von Spenthal, welcher zugleich Thalvogt in Urseren ist. Man erfährt Geflers Plane. Die Burg Zwing-Uri steht fertig gebaut und hat bereits Besatzung, welche man bei der nächsten Gelegenheit gegen das Volk loschlagen lassen wird. Nur setzt dieses allen Reizungen und Neuerungen bisher einen alles lähmenden, alles verzögernden passiven Widerstand entgegen. Es bezahlt die alten und neuen Abgaben, jedoch unter stetem Protest am kaiserlichen Hofe und vor dem Vogtsgerichte. Man muß daher einmal den Stolz der Massen durch Spott reizen, um die Stärke der Opposition kennen zu lernen. Wenn am heutigen Kirchweihfeste die Leute von überall her auf diesem Plage zusammenströmen, werden die Köpfe beim Anblicke dieses aufgepflanzten Hutes sich erhizen, die Unzufriedenen, die heimlich Verbündeten werden sich laut machen. Die Wachen haben gemessenen Befehl, leicht kommt es zu einem Conflict. Ein solcher läßt sich zum Aufruhr stempeln, dies giebt ein Recht, Privilegien und Geseze zu suspendiren, kaiserliche Kriegsvölker ins Land zu ziehen. Ist man nur einmal im Namen des deutschen Reiches hier eingerückt, so nimmt man morgen schon im Namen des österreichischen Herzogs vom Lande Besitz; Schwyz und Unterwalden gehen dann mit in die allgemeine Rechnung.

Dritte Scene. Sobald der Vogt hinweg ist, erscheint ein Trupp Bauern bei der Stange. Sie drücken ihr Erstaunen aus, man beginnt unzufriedene Reden über fremdes Gericht, neuen Zoll, über den Schloßbau; Landammann und Rätthe hätten dem längst Einhalt thun sollen. Ein Ausrufer unterbricht sie; er verkündet, man habe den hier aufgesteckten Hut ebenso zu beehren, als ob der Kaiser oder sein Landvogt persönlich zugegen seien. Dieser Titel Landvogt empört die Zuhörer, Gefler ist nur als Reichsvogt hier, sonst wäre Uri nicht Reichsland, sondern österreichisches Unterthanenland. Man bedroht bereits die Wachen und den Hut. Walthers Fürst beschwichtigt, an das Beispiel der Abnen erinnernd, die so weislich der Uebergewalt auswichen und darüber doch zuletzt ihre Rechte gewahrt hatten. Sein Wort verfängt nicht, der Tumult wächst. Attinghausen, der Landammann, erscheint, und verspricht, dieses öffentliche Aergerniß solle vom Plage geräumt werden; aber er gebietet allen bei ihrem geschwornen Eid, ruhig hier hinwegzugehen. Alle gehorsamen. Inzwischen ist Tell dazu gekommen und sagt auf die Warnung der Abgehen-

den: „Ich habe schon alles vernommen, der Landvogt hat euch nur zum Besten, er wußte im voraus, daß ihr alle davon laufen würdet. Er ist nur furchtbar, weil man ihn fürchtet; hätten die Leute Muth, so würde er zittern. Nein, das soll man nicht sagen, daß er mit seinem Hut die Männer wie Spagen wegscheucht!“ Tell geht seines gewohnten Weges über den Platz unterläßt die gebotene Begrüßung, wird festgenommen und von der Wache abgeführt.

### Zweiter Aufzug.

Des Vogtes Verhör mit Tell bleibt ohne Ergebnis, man läßt deshalb Tells Knaben heimlich herbeiholen. Inzwischen schildert ein Waffentknecht die waghalsigen Thaten des Gefangenen bei Seestürmen und Ueberschwemmungen, berichtet von nächtlichen Zusammenkünften der Bauern, auch die Flüchtlinge Staufacher und Melchthal aus den Nachbarländern seien dabei bemerkt worden. Tell, zum andern Male ins Verhör geführt, ist außer Stand, über das angebliche Complot und die Verschworenen Aufschluß zu geben. Gefler stampft mit dem Fuße, auf dieses Zeichen wird Tells Knabe hereingebracht und dem Schützen schließlich die bekannte Aufgabe gestellt. Um nicht Gefangener zu bleiben, entschließt er sich zum Schusse und wird heimgeschickt, seine Armbrust zu holen, der Knabe verbleibt als Pfand bei der Wache zurück.

### Dritter Aufzug.

Altdorfer Marktplatz, neben dem Rathhaus der Brunnen, hinten der Hut auf der Stange, quer über die Bühne Schranken.

Die Verbündeten Staufacher, Fürst und Melchthal beklagen Tells vor-eilige Kühnheit; denn durch sie ist der Landvogt und das Volk zur Unzeit gereizt. Ein wilder Volksaufruhr wäre jetzt zwecklos. Erst diese Nacht kann die allgemeine Zusammenkunft am Rütli stattfinden, erst nach der dort getroffenen Abrede kann man sich zugleich in den drei Ländern erheben. Also muß man, während nun der Schuß geschehen soll, hier am Plage bleiben und die Leute zur Ruhe mahnen. Tell kommt mit seiner Armbrust frei über den Platz her und stellt sich in die Schranken. Einige bemitleiden ihn, er beruhigt sie mit seinem Schützenglück und seiner Entschlossenheit; Andere drängen sich schaulustig herzu und wissen keinen andern Rath als zu beten. Gefler weist das Schußziel an.

Gefler: Nun Tell, wie es scheint, bist du entschlossen, den Schuß zu thun?

Tell: Ich muß. Ihr zwingt mich dazu.

Gefler: Du sagtest, so lange man Muth hat, giebt es keine Gefahr. Jetzt hast du Gelegenheit, deinem Weidspruch Ehre zu machen.

Tell: Ihr sollt hernach spotten, Herr. Wo ist mein Junge?

Gefler: (zum Spießknecht Wolf): Hieher! (Wolf tritt mit dem Knaben hervor.) Dort soll er sich an die Rathhausmauer hinstellen, das Gesicht gegen den

Vater. (Zu Tell.) Und hier am Brunnen ist dein Stand, da sollst du schießen.  
(Wolf will den Knaben hinführen.)

Tell: Zurück, rühr meinen Knaben nicht an! Ich will ihn schon stellen.  
Komm, Wilhelm!

Knabe: Warum sind so viel Leut da, Vater?

Tell: Sie wollen sehn, wie ich dir einen Apfel vom Kopf wegschießen kann. Du mußt jetzt recht fest stehen.

Knabe: Ich will schon stehn.

Tell: Du darfst dich nicht fürchten.

Knabe: Ich fürchte mich nicht.

Tell: Aber nur fest und gerade! den Kopf nicht bewegt!

Knabe: (macht mit dem Finger eine unmerkliche Bewegung) Nicht so viel!

Tell: Komm, in Gottes Namen!

In Schillers Tell, 3. Act, 3. Scene soll sich Tells Knabe vor dem Schuß die Augen verbinden lassen, und spricht etwas zu vorlaut und gebrüstet:

Warum die Augen! denket ihr, ich fürchte  
Den Pfeil von Vaters Hand? Ich will ihn fest  
Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.  
Frisk, Vater, zeigs, daß du ein Schütze bist,  
Dem Wüthrich zum Verdrüß schieß und triff!

Die Empfindung hätte hier dem Dichter vorzuschreiben, den grausamen Schuß nicht vor den Augen des Zuschauers abdrücken zu lassen. Schiller läßt daher in diesem Momente den Landvogt durch Berthas Fürbitte bestürmen und zugleich durch Rudenz in einen heftigen Wortwechsel verwickelt werden, inzwischen dann den Schuß ungesehen fallen. Selbstvergessen aber giebt hier Ambühl die Handlung folgender Massen an: „Tell führt den Knaben auf die Seite des Theaters, wo er nicht gesehen werden kann. Der Spießknecht Wolf geht mit dem Apfel nach. Das Volk ist still in banger Erwartung. Tell kommt zurück, drückt den Hut ins Auge, stellt sich an den Brunnen, spannt, zielt und schießt; ein allgemeines Ah! und Geflatsch hinten nach.“ Nach dem Schusse will Tell ohne Weiteres heim. Der Vogt hält ihn auf mit der Frage um den Zweck des ins Goller gesteckten zweiten Pfeils. Er erhält darauf die bedrohliche Antwort und läßt den Schützen abermals gefangen abführen. Der Volkshaufe droht, vor die Burg zu ziehen und den Gefangnen mit Gewalt herauszuholen. Landammann Attinghausen hält die Masse zurück und verspricht, auf der Stelle selbst ins Schloß zu gehen.

#### Vierter Aufzug.

Tell in Ketten soll Geständnisse über seine Mitverbündeten ablegen, trotz und wird nach zwecklosem Wortwechsel wieder ins Gefängniß zurückgebracht. Attinghausen verlangt im Namen des Gesetzes des Gefangnen Loslassung,

das vor dem Schlosse stehende Volk warte darauf. Gefler verweigert's, unter Drohungen entfernt sich der Landammann. Auf die Warnungen des Ritters von Ospenthal besinnt sich Gefler und läßt den Tell durch eine Hinterpforte des Schlosses hinaus zu Schiffe bringen. Die Ruderknechte deuten dem Bogt auf den vom Föhn zu hohen Wogen aufgejagten See. Doch um sein Opfer dem Aufruhr des Volkes nicht freigeben zu müssen, überliefert er lieber sich selbst dem Sturm und schiff't sich mit ein.

#### Fünfter Aufzug.

Platz zu Altdorf. Das Volk, das dem Schiffe nachgelaufen war und von den Anhöhen es eine Strecke weit beobachtet hat, wird von dem entstehenden Gewitter wieder in den Flecken heimgetrieben. Hier stehen die Verbündeten noch im Gespräche. Unter dem Eindruck des frischen Vorfalles und bei des Bogtes Abwesenheit sind die Aeußerungen weniger zurückhaltend, dem Attinghausen wird enthüllt, daß ein Geheimbund in den drei Ländern bereits bestehe; um diesen wichtigsten Mann in jedem Falle dem Lande zu erhalten, habe man ihm das Bündniß verborgen und nur sich persönlich aussetzen wollen. Mit Leib und Seele tritt Attinghausen ihnen bei, heut Abend noch wird er mit ihnen zur letzten Feststellung des Planes aufs Rütli ziehen. Spiringer, Imhof, Stauffacher erscheinen, endlich auch vom Seeufer her alles übrige Volk. Sie berichten, wie ihnen das Schiff in der Gegend des Arzenberges aus dem Gesicht verschwunden, dort müsse es gescheitert sein, Tell werde mit ertrunken sein.

Tell kommt hastig über den Platz her, auf die Stange zu mit dem Hut, und will sie niederwerfen. Alles läuft ihm rufend entgegen.

Walther Fürst: Wie? du bist gerettet? Wilhelm!

Tell: Wir alle. Gefler ist todt. Wir sind frei.

Kuhn: Hört ihrs! Er kam in den Wellen um.

Tell: Nein. Er kam ans Land.

Arnold: Du sagtest, er ist todt?

Tell: Er ist's! er ist's! Ich habe mich und euch gerächt!

(Folgt die Erzählung über den Sprung aus dem Schiffe, über das Auf-lauern in der hohlen Gasse: „Und wie er kam, schoß ich ihn vom Pferd.“)

Walther Fürst: Alles wie durch ein Wunder!

Attinghausen: Du hast uns von einem Tyrannen befreit, Wilhelm! der Segen unsres Landes ruhe ob dir und deinem Geschlecht!

Imhof: Wir wollen eine Kapelle geloben zu ewigem Angedenken auf den Platz, wo Tell sein Leben gerettet.

Spiringer: Und eine dahin, wo er den Tyrannen erlegte.

Moses: Dahin sollen unsre Söhne wallfahrten, neue Treu dem Vaterland schwören.

Kuhn: Und Haß der Unterdrückung, Rache jedem Tyrannen.

Arnold: Und hier (auf die Stange deutend) wollen wir schwören, keine Bögte mehr in unsern Grenzen zu dulden.

Wilhelm Tell: Weg mit dem Denkmal unsrer Schande!

Attinghausen: Laß es stehen, Wilhelm! Es sollte ein Zeichen unsrer Unterdrückung sein, durch dich ward es ein Zeichen der Freiheit.

Stauffacher: Und für die künftigen Zeiten wird es ein Denkmal unsres Bundes\*).

Walthor Fürst: Kommt! der Wind hat sich gelegt; die Nacht rückt heran, wir wollen uns zur Abfahrt ins Rütli fertig machen.

Attinghausen: Geht, werdet die Stifter eines glücklichen Volkes!

Alle: Wir sind frei, sind frei! (bieten sich die Hände.)

Tell: Sind frei! Unsre Nachkommenschaft wird es sein, so lange sie der Freiheit würdig bleibt.

Ambühls Tell enthält ausdrücklich keine Frauenrollen, weil er zur Ausführung für Schulknaben geschrieben war. Er mußte also auf die Frauenweisheit der Stauffacherin, auf die Muttergüte in Tells Weib verzichten und diesen Stoffmangel ersetzen durch die herzegewinnenden Gespräche zwischen Vater und Kind. Dasselbe that auch Ruoffs Tellenspiel, in welchem Frauenrollen nur nebenher als eingelegt vorkommen. Im Personenregister des schillerschen steht ein Ambühl aus Unterwalden mit genannt, er opponirt am Rütli dem Pfarrer Köffelmann, als dieser vorschlägt, sich zum Schutze gegen den Bogt lieber unter Oestreichs Oberhoheit zu stellen. In dieser Namensermähnung liegt freilich ein bloßer Zufall, und doch ist es ein schöner und treffender; denn er charakterisirt zugleich Ambühls kirchlich ghibellinische Denkweise. So steht nun des schweizerischen Schauspielers Namen in Schillers Tell verewigt, wie auf mittelalterlichen Grabsteinen zu Füßen der Ritterfigur ein Symbol der Treue, des Begrabenen Knappe, mit ausgehauen liegt.

Der Vollständigkeit des Stoffes wegen seien hier noch zwei dramatische Arbeiten erwähnt, die unmittelbar vor und nach Erscheinen von Schillers Tell aufgetreten sind. Die eine fällt nicht in unsre Beurtheilung, sondern trifft auf Preußen; die andere hat einen schweizerischen Verlagsort nur fälschlich auf den Titel gesetzt.

\*) In Schillers Tell, 5. Act, 1. Scene:

Mehre Stimmen:

Zerstört das Denkmal der Tyrannenmacht!  
Ins Feuer mit ihm!

Walthor Fürst:

Nein, laßt ihn aufbewahren!  
Der Tyranei muß' er zum Werkzeug dienen;  
Er soll der Freiheit ewig Zeichen sein!

Leonhard Wächter (pseudonym Veit Weber) geb. zu Uelzen 1762, gest. zu Hamburg 1837 als Inhaber eines Erziehungsinstituts, folgte als Romanschriftsteller der durch Goethes Götz angeschlagenen Richtung und gab heraus (nebst den Sagen der Vorzeit, 6 Bde. 1787.) Wilhelm Tell, ein Schauspiel in Jamben. Berlin 1804. 8°. Letzteres ist unabhängig von Schiller, dessen Tell später erschienen. (Göbdeke, Grundriß 1133.)

A. C. Nieman schrieb eine Satire:

Wilhelm Tell der Tausendkünstler, oder auch der travestierte Tell. nach Gefallen. Ein heroisch-komisch-historisch-lyrisch- und poetisches Schauspiel mit Gesang, Tanz und Spektakel in 3 Abth. Mit einem illum. Kupfer. Uri (Krazsch in Hamburg) 1805. 8°. 16 Groschen. —

Bei dem zu Bern gefeierten Schillerjubiläum 1859 meinte der Festredner Howald, obiges Spottgedicht sei zu Aldorf und um Schillers Schauspiel dort zu verspotten, erschienen. (Die Schweiz, Illustrierte Monatschrift des Bern. Litt. Vereines 1859, Novemberheft 267.)

### Rückblick und Abschluß.

Die vollständige Entfaltung eines Gedankens, welcher ein nationaler, dem ganzen Volke angehörender werden soll, bedarf nicht bloß der Geistesarbeit etlicher Generationen, sondern mehrerer Jahrhunderte. Wie es edle Pflanzen giebt, die ein Mensch in seinem Leben nur einmal blühen sieht, weil ihnen der Lauf eines Jahres nicht Sonnenschein und Regen genug zu liefern vermag für den unendlichen Hergang ihres reichen Lebens: ebenso liegt auch die Präformation einer Idee, eines Kunststoffes lange in der Seele der Vorzeit da, still und reizlos. Erst wenn die Länge der Zeit ihre epische Weihe darüber gesprochen hat, wenn schon mancher Patriot davon geredet, mancher Dichter und Denker seine poetische oder wissenschaftliche Gestaltungskraft daran erprobt hat, und jeder erneute Versuch immer noch nicht für voll galt, immer noch nicht national durchschlug, dann einmal kann das Wunderkind erscheinen, jener Rechte, der nach der zeitigen Frucht den nur einmal erlaubten glücklichen Griff thut. So ist Schillers Tell durch einen einzigen Schöpfungsact entsprungen, nachdem der progressive Proceß in den Seelen seiner poetischen Vorläufer der Gestaltung seines Werkes sowohl als auch der Empfänglichkeit der Gemüther für das neue Werk lange Zeit schon vorgearbeitet hatte. Bei allen Vorgängern wird die poetische Form für den allgemein anziehenden Stoff gesucht, aber bei keinem wird sie in dem Maße aufgefunden, daß sie dem Maße aller darüber vorhandenen Vorstellungen gleichkommt. Immer noch konnte das Volk oder der Einzelne von dem Stoffe feuriger erfüllt sein und allseitiger ihn fassen, als es bisher die Dramen aussprachen; denn diese waren erst Stufen und Grade

des zur poetischen Vollendung heranwachsenden Stoffes. Erst von Schillers Tell ist des Künstlers und des Volkes Seele gleichmäßig erfüllt, so daß diese Kunstgestalt in jedermanns Vorstellung schwebt und alle nun davon wissen können, ob das Bild dem Wesen entspricht. Ja schon liest das Volk diesen Tell nicht mehr als ein Product des willkürlich erschaffenden Dichtergeistes Schillers, sondern als factische Geschichte, man liebt ihn nicht bloß in jedem Wort und Verse, man glaubt ihn wie eine historische Urkunde. „Der Glaube ist des Wunders liebstes Kind.“

Doch selbst zu dieser nun herrschenden Stimmung der Geister bedurfte es gleichfalls noch einer dafür vorbereitenden Zeit. Nicht sogleich war Schillers Tell ein Volkslieblich, noch weniger ein Schoßkind der Kritik. Diese Reihe prächtiger Erzählungen, epischer Standreden, schimmernder Episoden, an denen das Stück reich ist, war unter Schillers Zeitgenossen nicht ganz vermögend, über andere Mängel der Composition hinwegsehen zu lassen. Manche von Schillers historischen Dramen hatten sich in der Anlage des Stoffes motivirter erwiesen, gewandter in der Durchführung, individueller in der Zeichnung der Charaktere. Daher sagte damals der Brief eines Schweizers in der Monatschrift Isis v. J. 1804 (Zürich, Erster Band 1805, 212), man habe Schillers Tell damals zwar nicht ohne Beifall gesehen, aber doch hin und wieder etwas flüchtig gearbeitet gefunden; das Stück springe von Tell auf die Landesbefreiung über, von dieser auf die Liebschaft zwischen Rudenz und Bertha, von Tells That auf den Kaisermörder Johann von Schwaben, beginne lyrisch und schließe historisch nüchtern wie ein Auszug aus Johannes Müllers. Letzteres schien Schiller selbst noch zuzugeben; bei der ersten Aufführung Tells zu Weimar, 17. März 1804, ließ er den ganzen fünften Act weg und wollte also des Kaisermordes nicht mit erwähnt wissen. Alle diese Mißstände der poetischen Composition im Einzelnen zugegeben, wie sich denn auch das allgemeine Urtheil der Literaturgeschichte hierüber längst geeinigt hat, so haben sie doch nicht hingereicht, den ethischen Werth des Werkes zu vermindern. „Man kann,“ sagt Gerwinus, „ästhetisch einen andern Tell und in einem Tone denken, der dem Naturalismus mehr schmeichelt; allein ich zweifle, ob die Schweizerjugend einen solchen mehr lieben würde, und ob Schillern ein kritischer Bewunderer lieber würde gewesen sein, als ein patriotischer.“ Denn jugendfrischer, dem Idealismus der deutschen Jünglings- und Jungfrauennatur verwandter, mithin volksthümlicher ist Schiller in keinem andern Stücke als im Tell. Hier bewegte ihn die Idee mannhafter nationaler Freiheit noch einmal und kam unsrer eignen Empfindung entgegengeilt; er begeisterte sich an unsrer einmüthigen Zustimmung, wir uns an dem Adel und der moralischen Würde, die er unsrer zustimmenden Erwartung lieb. Eben durch diese gegenseitige Uebereinstimmung ist er ein Liebling aller demokratisch gesinnten Nationen, und die Lands-

gemeinde, die er zuerst auf die Bühne brachte, hat seitdem allenthalben, in der Presse, in den Ständekammern und den Volksvereinen zu debattiren begonnen.

Wer sind nun die Dichter des Tells vorzugsweise gewesen? Politisch und religiös unterdrückte Deutsche und Schweizer. Mit ihrer Zeit in Fehde liegend, suchte ihr nach innen zurückgedrängtes Freiheitsstreben durch die Bearbeitung der Tellengeschichte einen Ausweg. Ruoff verläßt die faule Priesterstadt Konstanz, wandert nach dem geistig bewegten Zürich aus, sicht hier für die neue Kirche zwei Glaubensschlachten mit und schreibt dann sein politisch-religiöses Tendenzstück Tell für seine neuen Mitbürger.

Der berner Stadtbürger Samuel Henzi hat seinen Geist ein halbes Leben lang gezeitigt und erntet dafür bei seinen berner Oligarchen nichts als die Landesverweisung. In dieser Zeit des Exils schreibt er sein Trauerspiel Grisler, kehrt heim, um sich gegen seine politischen Feinde zu verschwören, und wird von ihnen aufs Schaffot geschickt. Als dann um Mitte des vorigen Jahrhunderts das Licht der Vernunft sogar in die Klöster dringt, als sogar der Papst die Feder ergreift, um die Aufhebung des Jesuitenordens zu unterzeichnen, da überläßt sich der luzerner Priester Joh. Ign. Zimmermann den Schwingungen der Neuzeit, tritt aus dem Orden, bezieht die protestantische Stadt Bern und verfaßt seinen Tell. Umbühl ist von allen Uebeln des Jahrhunderts zugleich heimgesucht; zu Hause von der äußersten Armuth, von der Hartköpfigkeit seiner Bauern, von der Herrschsucht der Ortspfarrer, von dem Kastenstolze der regierenden Herren gegenüber dem geknechteten toggenburger Unterthan. Die kühne Antwort des armen Schulmeisters an seine bald darauf verjagten Landvögte ist sein Tell. Nicht anders waren Schillers erste und letzte Dramen ein öffentlicher Protest gegen geistliche und weltliche Despotie. Mit dem Schauspiel die Räuber ging Schiller flüchtig aus Schwaben, mit dem Schauspiel Tell sinkt er zu Weimar in sein Grab. Das Urnerspiel war eine vorfrühe Weissagung des poetisch zu Erfüllenden, Schillers Tell ist ihre patriotische und künstlerische Erfüllung. —

---

## Die Oestreicher im schleswig-holsteinischen Kriege.

### 2.

Den der Erholung in hohem Grade bedürftigen gablenzischen Truppen wurden nach dem Tage vom Deversee einige Rasttage vergönnt, und außerdem änderte man die Marschordnung des Armeecorps dahin ab, daß die beiden